

SPORT

BOSSELN Wer im Winter auf ostfriesischen Nebenstrassen unterwegs ist, sollte auf die Schilder «Strassenbosseln» achten und sich vor rollenden Kugeln schützen.

Der Sport der Dörfer



Lat'n rull'n: Ein guter Bosseler braucht Kraft, Technik und die Fähigkeit, die Strasse lesen zu können.

Von Knut Henkel (Text und Foto),
Schweinebrück

Wenn man in Friesland an einem Winterwochenende auf der Strasse mehrere Dutzend in Ballonseide gewandete Sportler mit dicken Kugeln erblickt, dann kann es sich nur um zwei Bosselteams handeln.

«Lot hum susen», ruft Wilhelm Bödecker und schaut der schwarzen Kugel hinterher, die an ihm vorbeirollt. Zwei Männer sprinten hinter der Kugel her und grölen aus Leibeskräften. Es scheint, als wollten sie die Kugeln antreiben, sie anfeuern, doch schliesslich kommt das faustgrosse Ding von der kurvigen Strasse ab und landet mit einem satten Platsch in einem modrigen Graben. «Dat war een gewaltigen Wurf!», meint Altmeister Wilhelm Bödecker beifällig. Bödecker ist die graue Eminenz an der Strecke, und die Spieler aus Schweinebrück und Halsbek grüssen die Bossellegende anerkennend.

Bosseln ist der Volkssport der FriesInnen, vor Ort auch «Heimatspill» genannt. «In der dunklen Jahreszeit, in den Wintermonaten, geht es Woche für Woche auf die Strecke», sagt Wilhelm Bödecker, der 38 Jahre lang Vorsitzender des Schweinebrücker Klootschiessers und Bosselvereins Lat'n Rull'n war. Die Strecke ist die Strasse, und jeder Klub in Friesland hat seine eigene Route, die auch gekennzeichnet ist – «Strassenbosseln» steht auf den rechteckigen weissen Verkehrsschildern, die Bödeckers Verein aufgestellt hat. Die Einheimischen wissen Bescheid und warten auch mal geduldig, bis die Kugel ausrollt oder in den Schlot, den Strassengraben, rutscht. Auswärtige verirren sich hingegen in einem modrigen Graben. «Dat war een gewaltigen Wurf!», meint Altmeister Wilhelm Bödecker beifällig. Bödecker ist die graue Eminenz an der Strecke, und die Spieler aus Schweinebrück und Halsbek grüssen die Bossellegende anerkennend.

brück und reibt die schwarze Kloot trocken. Dann nimmt er Anlauf, sprintet los, bremst ab und donnert die Kugel auf die Strasse. Und weil er der runden Kunststoffkugel in letzter Sekunde mit dem Daumen einen Drall gegeben hat, trudelt sie sauber durch die nächste Kurve und schmiert nicht wie die vom Gegner aus Halsbek in den Graben ab. Die Truppe von Kurt jubelt, ein sauberer Schuss war das. Perfekt hat der Werfer die Neigung der Strasse ausgenutzt und so die Kugel durch die Kurve geschickt.

40 000 BosselfreundInnen

Da nickt auch der Gegner anerkennend, und Wilhelm Bödecker brummt zufrieden. Aus sechzehn Personen und vier ReservespielerInnen besteht das Kader eines Teams in der Landesliga Oldenburg, erklärt er. Das ist die höchste Spielklasse bei Männern wie Frauen, und bei beiden geht es darum, die festgelegte

Strecke mit möglichst wenigen Würfeln zu meistern. Fällt die Kugel in den Schlot – und das ist praktisch der Normalfall –, wird von der gleichen Stelle aus weitergespielt. Punkte, Schoets, gibt es immer dann, wenn es dem einen Team nicht gelingt, den Wurf der anderen mit zwei Würfeln einzuholen. Das kommt regelmässig vor, denn der Strassenbelag ist tückisch und Kloots, die ihrem Werfer, ihrer Werferin nicht so recht gehorchen, sind zahlreich. Das zeichnet sich manchmal schon früh ab, so wie heute: Schon beim Einwerfen rutscht den Herren aus Schweinebrück die Kugel reihenweise weg. Neben der schwarzen Kunststoffkugel gibt es auch noch eine rote Gummikugel, die manchmal über die Strasse hüpf, statt zu rollen. Die rote Kugel ist nichts für den Altmeister, der nach wie vor in der Kreisliga bosselt, aber derzeit nicht spielen kann. Ein Zeckenbiss macht es Bödecker senior schwer, sich zu bücken. Die

Gelenke schmerzen, und so schaut er zu, wie die anderen die Kugel auf die Strasse setzen. «So um die dreihundert Meter, die habe ich auch schon mal geschafft», erzählt Bödecker, der das Bosseln vom eigenen Vater gelernt hat. Landet die Kugel in einer Spurrille, sind auch schon mal mehr als die dreihundert Meter drin – «mit Rille» heisst es dann, oder «Heel lecker» auf Platt, der offiziellen Bosselsprache.

Tradition ist es, den Nachwuchs mit vier, fünf oder sechs Jahren an die Kugel heranzuführen. Das funktioniert in Ostfriesland noch besser als in Oldenburg, der anderen Hochburg des Sports. Rund 40 000 SpielerInnen gehen dem Volkssport Nummer eins in den beiden Regionen nach, und zum Saisonhöhepunkt messen sich die jeweiligen Meister der beiden Landesligen. Bei den Frauen ist Schweinebrück top. «Nur die Ostfriesinnen aus Ihlowferhn konnten wir bisher nicht knacken», sagt Ute Draschba, die mit ihrer herausragenden Technik eine Bank ist im Schweinebrücker Frauenteam. Das kleine Dorf besteht aus wenig mehr als einer Handvoll Häuser an einer

**KNAPP DANEBEN
DIE FUSSBALLWOCHE**
Von Pascal Claude
Nur auf www.woz.ch

Teerstrasse. Seit 1910 existiert der Verein, der bei Frauen wie Männern etliche Meistertitel vorzuweisen hat. Als Altmeister Bödecker den Sport mit der Kugel aufnahm, wurde noch um fünf Mark Einsatz gebosselt. «Dorf gegen Dorf ging es damals», sagt er. Daran hat sich wenig geändert, denn Bosseln ist nach wie vor das Spiel der Dörfer, die kaum jemand kennt. Reepsholt, Pfalzdorf, Halsbek oder Spohle heissen die Metropolen des Bosselsports. Doch der entfernt an Kegeln oder Boule erinnernde Friesensport ist international. In Irland, den Niederlanden und Italien wird ebenfalls gebosselt, auch wenn die ItalienerInnen wenig mehr zu bieten haben als Luxemburg im Fussball.

Klootschiessen ist schwieriger

Seinen Ursprung hat der Sport jedoch im Klootschiessen, erklärt Wilhelm Bödecker. «Aber dort ging es um das Werfen der Kugeln und nicht ums Rollen.» Geworfen wurde mit Kluten, also mit gebrannten Lehmkugeln, später mit Holzkugeln. Ursprünglich um die Feinde mit gezielten Würfeln in die Flucht zu treiben, später aus Spass am Sport. «Doch Klootschiessen ist nicht mehr sehr populär, und es gibt nur wenige, die das noch können», sagt Bödecker. Er warfrüher um die achtzig Meter – zu wenig, um bei den Besten mitzukommen. Die werfen um die hundert Meter. Der Rekord des Ostfriesen Stefan Albarus steht bei 106,2 Meter. Gleich dahinter auf der Bestenliste steht mit dem «Bär von Ellens» ein Schweinebrücker. Hans-Georg Bohlken heisst er im Alltag und spielte bis vor wenigen Jahren für Schweinebrück. Er gehört auch im Bosseln zu den Stars. In der zum Saisonende im März und April stattfindenden Champions League gehört Bohlken zum Inventar.

Auch die 44-jährige Ute Draschba, die ihren Sport nicht nur betreibt, sondern auch im Internet darüber berichtet, spielt regelmässig im Einzelwettbewerb der Champions League. «Zehn Würfe haben die Cracks in der Champions League. Wer am meisten Meter macht, hat gewonnen», so Draschba. Beim letzten Auftritt hatte sie aber einen «schlechten Finger aufm Holz» und landete unter «ferner liefen». «Kraft und Technik gehören zum Bosseln. Obendrein muss man die Strasse und ihre Tücken lesen können», erklärt Schweinebrücker Spieler Heinrich Röpke die Geheimnisse des Sports. «Von der tiefsten zur höchsten Stelle der Strasse muss die Kugel laufen und nicht mittig. Das versuchen nur Anfänger.» Er spielt selber in der zweiten Mannschaft. Die besteht aus den alten Hasen ab 45 Jahren und hat dieses Wochenende mehr Glück als die erste Mannschaft. Mit einem 9:0-Sieg kommen Röpke und Co. nach Hause, während die erste Mannschaft auf heimischer Strecke mit 0:10 gegen Halsbek unter die Räder kommt. Wilhelm Bödecker, der sich die Schlappe angeschaut hat, nippt im Vereinsheim enttäuscht am Kaffee. Doch dann kommen die Frauen von ihrem Auswärtsspiel zurück, und die Miene Bödeckers klart auf. Mit einem Kanter Sieg haben sie die Ehre Schweinebrücker gerettet. ♦

SECHSTAGERENNEN

Genuin proletarisch

Erstmals seit dem Umbau des Hallenstadions findet in Zürich Oerlikon vom 28. Dezember bis zum 2. Januar wieder ein Sechstagerrennen statt. Einstmals war die Zürcher Halle völlig verrauch. Meine Mutter erklärt mir, mein Vater, der bis zu einem Sturz in einer Halle in Dänemark sein Geld als Fahrer verdiente, habe jeweils nach Sechstagerrennen schwarzen Schleim gehustet.

Urs Freuler, als früherer Weltmeister und Seriensiener Mitorganisator der Rennen, setzt auf die neuen Lüftungsanlagen. Im alten Hallenstadion habe das Publikum «in Spitzennächten, wenn das Haus wirklich voll war, von der oberen Seite fast nicht mehr auf die andere Seite hinübersehen können». Seine Sporttasche habe jeweils so nach Rauch gestunken, dass diese auf Bitte seiner Ehefrau gleich auf dem Balkon landete.

«Der Zeitgeist streckt den Bizeps», hielt Joseph Roth 1924 in seinem «Lobgedicht auf den Sport» ironisch fest, und Reporter Egon Erwin Kisch nannte 1925 das Berliner Sechstagerrennen im Oval des heute nicht mehr existierenden

Sportpalasts an der Potsdamer Strasse «ein todernstes, mörderisches Ringenspiel»: «Die Rennbahn mit den dreizehn strampelnden Trikots ist Manometer-skala einer Menschheit, die mit Wünschen nach äusserlichen Sensationen geheizt ist.»

Sechstagerrennen werden von Fahrern ausgetragen, die sich in Zweier-teams im fliegenden Wechsel alle zwei, drei Runden ablassen, indem sie sich voneinander abtöten. Erfunden wurde diese Formel 1899 im New Yorker Madison Square Garden – und zwar nur, weil der New Yorker Bürgermeister die zuvor üblichen sechstägigen Bahnnonstoprennen der Einzelfahrer, die auf den Rädern einschliessen, verbot. Die «makabren Shows» hatten zuvor «bis zur völligen Erschöpfung» gedauert, wie Werner Schweizer, einer der Autoren des Bildbands «Das Hallenstadion – Arena der Emotionen», betont. Von da an konnte wenigstens einer der Fahrer in einer Kojen ein paar Stunden Schlaf nachholen, und am Morgen wurde das Rennen für mehrere Stunden «neutralisiert».

In einer Dissertation über «Sport in der Literatur» (1998, im Internet) nannte Mario Leis Fussball, Boxen und Sechstagerrennen die «genuin proletarischen Sportarten» und führte dazu Walter Mehring an, der in seinem Gedicht «Sechstagerrennen» (1919–21) emphatisch schrieb: «Und die Stunde / Wird zergliedert / Zur Sekunde / Und zerhackt / Im Takt der Runde.»

Beim Hallenstadionumbau wurde die alte Holzbahn aus Platzgründen herausgerissen. Die Zürcher Veranstalter leihen sich die mobile Münchner Bahn aus, die mit 200 Metern kürzer und schneller ist als die frühere. Die Schleuderablosung und «die hohe Trittfrequenz» auf der Bahn, die eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 53 bis 55 Kilometern pro Stunde ergibt – wer das Feld überrunden will, muss «Fast einen 60 er fahren» – sorgen für Spektakel.

«Die Show ist schwerer, als wenn man keine Show macht, von der Leistung her», sagt Urs Freuler. Es gelte nämlich das ungeschriebene Gesetz, «dass man den guten Gegner nicht neutralisiert»,

das heisst einem Angreifer nicht sofort hinterherfährt, sondern ihm eine halbe Runde Vorsprung lässt, sodass er «das Publikum mitreisst» – und «eine Hintereinanderherspringerei» wie bei Amateuren und Junioren vermieden wird.

«Das Allerwichtigste auf der Bahn ist ja, dass man keine Bremsen hat und dass man Starrlauf hat, also: Man muss immer mittrampen», sagt Freuler. Eine Bremswirkung ist dennoch zu erzielen: «Erstens mal, dass man nicht viel (tramp) oder nicht Gas gibt oder die Beine (gheie laat).» Und: «Der Zweite fährt relativ nah am Hinterrad, aber immer so, dass er versetzt nach (ufe) ist – und Hochfahren bedeutet auch bremsen. Manchmal reicht es, einen Zentimeter zu bremsen. Oder dann hat man natürlich auch noch ein wenig mit den Beinen Rücktritt gegeben.» Peter Kamber

Peter Kambers Vater Eugen beendete (mit Partner Milou Gosselin) das Sechstagerrennen 1954 auf dem siebten Platz mit nur vier Runden Rückstand auf den Sieger Hugo Koblet (mit Armin von Büren).